



Adalbert Meckel / Im Moor

## Um zwei Böcke

VON DR. H. M.

Es war Pfingsten 1906. Mir war auf Grund meiner Verletzung nach Unterprima der erste Bock auf dem Waldgut meines Vaters freigegeben worden. Die Vorfreude war riesengroß. Sie wurde aber beeinträchtigt durch die Gewehrfrage. Es standen nämlich für mich, den jüngsten Familiensproß, nur zwei Doppelflinten zur Verfügung, aber keine Büchse. Dieser Umstand hatte mich zunächst sehr bekümmert. Denn ich wußte, daß der Schrotschuß auf Rehwild schon in jenen Jahren bei sehr vielen Jägern nicht als waidgerecht galt. Ich wußte aber ebensogut, daß damals auf vielen Revieren noch Rehwild mit Schrot geschossen wurde, besonders auf Treibjagden. Ich hatte mich deshalb bei meiner Abreise in die Pfingstferien schon damit abgefunden, daß ich unter diesen Umständen meinen ersten Bock mit Schrot, mit „Rehposten“, erlegen müsse.

Mein erster Gang, als ich am Freitag vor Pfingsten auf dem väterlichen Gut eintraf, war zum Forsthaus, wo seit dem Herbst ein neuer, mir noch fast unbekannter jüngerer Förster eingezogen war. A. war ein etwa 35jähriger, mittelgroßer Mann mit rötlichem Vollbart, der mich jungen Dachs sehr freundlich mit der Mitteilung begrüßte, er habe einen Bock für mich fest. Auf meine Frage: „Ist es auch ein schöner Bock?“ erhielt ich die Antwort: „Merken Sie sich: Es gibt schöne Mädchen, aber keine schönen Böcke. Es gibt nur gute oder brave Böcke, und einen solchen, einen guten Sechserbock, habe ich für Sie angebunden.“

Weder meinem waidgerecht erzogenen Mentor noch mir selbst kam dabei der Gedanke, daß gute Böcke zwecks Vererbung erst nach der Brunft erlegt werden dürften. Man fand, von rühmlichen Ausnahmen abgesehen, eben nichts dabei, zu Beginn der Bockjagd gute Böcke, Ia-Böcke, zu schießen, obwohl damals die Bockjagd schon am 1. Mai aufging, und obwohl zu dieser Zeit auch der gute Bock oft noch winterstruppig, mit Engerlingen behaftet und noch schlecht verfergt war.

Es kam nun die Gewehrfrage zur Sprache. In diesem

Punkte war mein Mentor mit meinem resignierten Verzicht auf den Kugelschuß durchaus nicht einverstanden. Er hielt mir sehr nachdrücklich und überzeugend vor, daß der Kugelschuß auf Schalenwild sich immer mehr als allein waidgerecht durchsetze, daß ich also mein ganzes Leben lang mein erstes Gehörn mit sehr gemischten Gefühlen betrachten würde, wenn ich bei meinem Entschluß bliebe. Auf meinen Einwand, ich hätte aber doch keine Büchse, erwiderte er, daß ich mit einer dem Flintenkaliber 16 angepaßten sog. „Rundkugel“ bis auf etwa 75 Schritt mit ziemlicher Sicherheit aus dem Flintenlauf schießen könne. Er habe eine entsprechende Kugelform und Blei da. Wir könnten also einige Rundkugeln rasch herstellen. So geschah es denn auch. Wir gossen das glühend gemachte flüssige Blei in die Kugelform, steckten sie in kaltes Wasser, nahmen die Rundkugel heraus, kniffen dann mit einer Zange den Bleizapfen ab, der sich an der Eingußstelle gebildet hatte, glätteten die abgekniffene Stelle und taten die Kugel, dick mit Hirschtalg umgeben, in Schrotpatronen an die Stelle der herausgenommenen Schrotladung.

Stolz wie ein Spanier zog ich am selben Abend zusammen mit Förster A., eine „Büchse“ auf der Schulter, zum ersten Ansatze los. Die Erlegung selbst hatte dann nichts Besonderes. Zwar saßen wir an den ersten beiden Abenden umsonst an. Als ich mich dann aber in der Junisonne des Pfingstmorgens der Waldwiese näherte, zog der gute Sechserbock mit seiner Ricke gerade zu Holze. Auf einer schmalen Schneise des dichten Stangenholzes bekam ich ihn auf etwa 60 Schritt nicht ins Visier, sondern aufs Flintenkorn und ließ fahren. Die Kugel saß eine reichliche Handbreit zu hoch, und der schwerkranke Bock versuchte, mit schlegelnden Läufen und erhobenem Kopf hochzuwerden. Ich lief schnell hinzu und gab ihm den Fangschuß mit der Schrotladung des linken Laufes, aber nicht auf den Hals, den ich nicht freibekam, sondern aufs Blatt. Auf die beiden Schüsse hin kam Förster A., der nicht weit von der Waldwiese bei den Holzhauern gewesen war, eilig heran. Er besah sich den

Bock, kratzte sich angesichts der Verwüstung, die durch die große Kugel und die Schrotladung im Wildpret angerichtet war, den Kopf und überreichte dem strahlenden Jungjäger den ersten Bruch. Das Gehörn zählte unter den etwa 170 Gehörnen, die ich im Februar 1945 schweren Herzens auf Nimmerwiedersehen im Stich ließ, zu meinen besten.

Noch heute, nach fast 50 Jahren, hat jener sonnige Pfingst-morgen nichts von seiner strahlenden Schönheit verloren. Aber all seine Leuchtkraft kann nichts an der nüchternen Tatsache ändern, daß der Abschluß eines Ia-Bockes lange vor der Brunft nicht waidgerecht war. Nicht waidgerecht, oder aber zum mindesten sehr falsch für die Erziehung eines Jungjägers, war es ferner, einen Siebzehnjährigen einen derart guten Bock als ersten erlegen zu lassen, und das in einem großen Revier, in dem genug Abschlußböcke vorhanden waren.

Genau so unzulänglich wie die jagdliche Erziehung bei der Erlegung dieses ersten Bockes war und blieb leider meine sonstige jagdliche Ausbildung. Es wütete in diesen Jahren in den Wäldern der Mark ein Kiefernspannerfraß von größtem Ausmaß. Durch seine Abwehr, durch das „Teeren“ von mehreren tausend Morgen und anschließend durch den Einschlag derjenigen Revierteile, zu deren Teerung die Zeit nicht ausgereicht hatte, und die deshalb, kahlgefressen, wie riesige Besen dastanden, waren mein sowieso nicht sehr passionierter Vater und Förster A. derart in Anspruch genommen, daß für meine planmäßige Ausbildung zum waidgerechten Jäger Zeit und Lust fehlten. Es blieb mir nichts weiter übrig, als mich durch Lesen von Jagdzeitschriften und sonstiger Fachliteratur, durch Gespräche mit erfahrenen Jägern, durch deren Beobachtung und auf ähnliche Weise allmählich autodidaktisch zum waidgerechten Jäger heranzubilden. Aber manche jagdliche Dummheit, manche nicht waidgerechte Handlung unterlief mir in diesen Jahren meiner Selbstausbildung, als die Jagdpassion noch lichterloh brannte wie ein Kartoffelfeuer im Herbst.

Eines hatte ich aber bei der Erlegung meines „Ersten“ denn doch gelernt: Dem Schalenwild nur die Kugel. Und

bis auf zwei Ausnahmen habe ich hieran stur festgehalten. Die Durchführung dieser Erkenntnis erforderte damals eine gehörige Portion Zivilcourage, so unglaublich dies heute klingen mag. Ich machte nämlich in den nächsten Jahren als Student von Berlin aus in jedem Winter einige Treibjagden in der Gegend von Jüterbog und anderen Teilen der Mark mit. Mit erschütternder Selbstverständlichkeit wurde auf diesen Jagden Rehwild mit Schrot geschossen (ach, wie oft nur beschossen!). Ich, der weitaus Jüngste, stieß deshalb auf scharfen Widerspruch und zornigen Unwillen, wenn ich im Kessel den auf 30 Schritt an mir vorbeisprechenden Sprung Rehwild unbeschossen durchließ, dabei ostentativ die Doppelflinte schulternd. Wieviel Unangenehmes habe ich damals von härtigen Jägern anhören müssen, wenn ich auf die Frage nach dem Grund meines unverständlichen Verhaltens erwiderte, ich hätte gelernt, der Schrotschuß auf Rehwild sei nicht waidgerecht. „Will der junge Dachs uns alte Jäger belehren!“ „Wenn wir alten Jäger den Schrotschuß für waidgerecht halten, so soll das Ei nicht klüger sein als die Henne.“ Solche und ähnliche Äußerungen waren noch glimpflich, denn manchmal hagelte es Grobheiten. Ich ließ mich aber nicht einschüchtern, sondern verteidigte meinen Standpunkt hartnäckig, und ich wurde trotz meines „unglaublichen“ Verhaltens erstaunlicherweise immer wieder eingeladen.

Darüber vergingen Jahrzehnte. Eines Tages wurde mir ein Sohn geboren. Wieder eines Tages stand fest, daß er die väterliche Passion geerbt hatte und, nicht zum Nutzen der Schule, nichts weiter im Kopf hatte als jagen und nochmals jagen. Damit erwuchs mir eine Aufgabe, so dankbar, daß die folgenden etwa zwölf Jahre, bis zum bitteren Ende im Februar 1945, die schönsten meines Lebens wurden. Ich ging planmäßig vor. In einem Alter, in dem Jungen sonst nur Sinn für Spiele haben, durfte mich der kleine Kerl schon auf meinen Reviergängen begleiten. Von selbst ging ihm hierbei im Laufe der Jahre das ABC der Jagd in Fleisch und Blut über. Er kannte bald jede Spur und Fährte. Er lernte spielend die einzelnen Wildarten und ihre Lebensweise kennen. Spielend erlernte er den vorsichtigen Um-

*Im Farn / Phot. Oskar Grützner*



gang mit der Waffe, ihr korrektes Tragen, ihre Betreuung. Daß dem Schalenwild die Kugel gebühre, daß Ia-Böcke erst nach der Brunft erlegt werden dürfen, waren für ihn Selbstverständlichkeiten. Ein Verstoß gegen die Waidmanns-sprache hätte ihn mehr empört, als seinen grimmigen Klassenlehrer der falsche Gebrauch des ablativus absolutus. Im Klavierunterricht gab er zu berechtigten Klagen Anlaß, aber sämtliche Jagdsignale blies er auf dem Pleßhorn mit 14 Jahren. Vor allem aber begriff er, daß die tiefe Verbundenheit mit Natur und Wild, die Liebe zu beiden, unendlich schwerer wiegt als der Schuß. Mit Erschütterung durfte ich von seiner eigenen Hand, nach seinem plötzlichen frühen Tode, lesen, wie meine jagdliche Erziehung gewirkt hatte. Es fand sich in seinem kleinen Nachlaß ein dickes Schreibheft, in dem er im Sommer 1945 (aus Gefangenschaft entlassen, in einer mitteldeutschen Großstadt als Erdarbeiter arbeitend, ohne Kenntnis, ob Eltern und Schwester noch lebten) zu seinem eigenen Trost seinen jagdlichen Werdegang aufzeichnete: „Der Gedanke dieser Aufzeichnungen“, so schreibt er wörtlich, „entspringt einer tiefen Sehnsucht nach jenen Jugendtagen, in denen ich unter Vaters Leitung alles, was mit Natur und Jagd zusammenhing, gierig in mich aufnahm. Die Jagd, und damit die innige Berührung mit der Natur, ist es gewesen, die meinen Charakter gebildet hat und eine tiefe Heimatliebe in mich gelegt hat.“

In diesem Büchlein, das leider viel zu bald abbricht und infolge seines frühen Todes ein Torso blieb, zitiert er einen damals oft von mir getanen Ausspruch, der meinem Gedächtnis längst entglitten war: „Du sollst nicht lernen, wie man schießt. Du sollst lernen, wie man nicht schießt.“ In diesem Sinne durfte er, auch als er schon seine ersten Eichelhäher, Wildtauben und Kaninchen erlegt hatte, jahrelang seinen väterlichen Mentor auf dessen Pürschgängen nur mit Jagdglas, Stock und dem „Tubus“, dem ausziehbaren, stark vergrößernden Fernrohr, begleiten. Bald konnte er an den typischen Zeichen, an der Figur, an dem langen dünnen Hals, dem Muffelfleck, dem „dummen Gesicht“, dem sonstigen Benehmen den jungen Bock von dem alten zurückgesetzten mühelos unterscheiden, ohne daß der Tubus in Tätigkeit zu treten brauchte. Manchmal jedoch, wenn der Fall zweifelhaft war, ging der Tubus zwischen Vater und Sohn von Hand zu Hand. Flüsternd wurde beraten und Ansicht gegen Ansicht ausgetauscht. Es dauerte nicht lange, bis sein junges Falkenauge in Verbindung mit dem angeborenen jagdlichen Einfühlungsvermögen manchmal richtiger entschied als der bebrillte alte Mentor, trotz dessen Erfahrung. Vor allem aber überflügelte er seinen Vater turmhoch auf einem anderen Gebiet, nämlich in der genauen, liebevollen Beobachtung und Kenntnis der Kleinwelt. Es gehört leider zu den wenig erfreulichen Folgen meiner eigenen unzureichenden jagdlichen Erziehung, daß die Kenntnis der Vogelwelt für mich erst da begann, wo man schießen konnte, also mit den Elstern und den Eichelhähern, und daß die Kleinwelt uninteressant war. Es blieb hier ein von mir später sehr bedauertes Manko, da ja Hans nimmermehr lernt, was Hänchen nicht gelernt hat. Ohne meine Anleitung also, aus angeborener Begabung in Verbindung mit dem Studium ornithologischer Werke, konnte der Schüler seinem Lehrer sehr oft mit dem Tubus alle möglichen seltenen und interessanten Kleinvögel herbeizaubern und ihm ihre Lebensweise, ihren Nesterbau usw. erklären. Als er älter wurde und bei allem Respekt seinen gutmütigen alten Herrn auch einmal hänseln durfte, passierte es hier und da, daß der Alte auf die Frage des Jungen: „Was ist das für ein Vogel?“ eine so falsche Antwort gab, daß der Junge hinterher seiner Mutter und Schwester empört erklärte: „Vater kann eine Nachtigall nicht von einem Ziegenbock unterscheiden.“

So kam denn eines Tages, im Juni 1941, fast genau 35 Jahre nach dem geschilderten ersten väterlichen Bock, das große Erlebnis der Erlegung des ersten Bockes durch den Sohn. Die Begleitumstände auch hier wieder ohne irgendwelche Besonderheiten. Er war nach Unterprima versetzt und sollte nun seinen ersten Bock schießen, nachdem er so oft im Laufe der Jahre der Erlegung väterlicher Böcke neidlos, aber mit glühender Passion, beigewohnt hatte. Zuerst wollte es absolut nicht klappen. Keiner der genau bekannten Ib-Böcke tat uns den Gefallen, schußgerecht aufzukreuzen. Eines Abends saßen wir auf einer Kanzel. Kurz vor dem Schwinden des Büchsenlichtes knisterte es hinter uns in der anschließenden Dickung, und plötzlich zog direkt unter der Kanzel hindurch ein Bock mit hohen engstehenden, spitzen Spießen, den wir noch nicht kannten. Infolge



Ein Jährling / Phot. Fischer-Wahrenholz

der geringen Entfernung genügte uns beiden ein Blick mit dem Glase, um mit Sicherheit den alten, zurückgesetzten Bock mit starken Dachrosen zu erkennen. Inzwischen war der Bock auf die Wiese hinausgezogen und begann dort auf etwa 50 Schritt zu äsen. Ich flüsterte: „Du kannst ihn schießen.“ Dann ging langsam mein alter Drilling hoch, den ich ihm vor 2 Jahren auf den Weihnachtstisch gelegt hatte. Leise knackte der Rückstecher, laut ging der aufgeregte Atem, im Schuß brach der Bock mit gutem Blattschuß zusammen, und nach wenigen Minuten konnte ich dem überglücklichen Schützen den ersten Bruch reichen, wobei unentschieden blieb, wer sich mehr freute, der Vater oder der Sohn. Dieser brach nun den Bock waidgerecht, wie er es längst gelernt hatte, auf und trug ihn im Rucksack zur Jagdhütte.

In den nächsten zwei Jahren, bis Anfang 1943, bis zu seiner Einziehung zum Reichsarbeitsdienst und anschließend zur Wehrmacht, sowie in den dann folgenden Jahren während der kurzen Urlaube erhöhte sich die Gesamtstrecke des jungen Jägers auf insgesamt 13 Böcke, alle richtig, alle zurückgesetzt oder abnorm, ein Ib-Bock und ein Ia-Bock dabei.

Diese 13 Gehörne habe ich im Februar 1945 mit schwererem Herzen zurückgelassen als alle meine eigenen Trophäen. Später habe ich manchmal bereut, daß ich nicht wenigstens ein oder zwei seiner Gehörne in dem allerdings sehr knappen Fluchtgepäck mitgenommen hatte. Er hätte sich dann noch sechs Jahre lang daran erfreuen können, und sein kleiner Sohn hätte sie als kostbare Reliquien bewahrt, da er die Tierliebe seines Vaters geerbt hat, wahrscheinlich also auch seine Passion. Es sollte nicht sein.

Damit mag diese Erinnerung schließen, in der, so hoffe ich, zu Nutz und Frommen der heranwachsenden Jägergeneration erzählt ist, wie jagdliche Erziehung nicht sein darf, wie sie sein muß und ein wie weites, dankbares Feld sie für Lehrer und Schüler in gleicher Weise ist.